ZE
VE
DI

ShareCast Folge 7

Ein Traum von offenem Wissen: Datenteilen in der Wissenschaft

Moderation: Till Seidemann und Marlin Mayer

[Atmo Jingle]

[Stationssprecher]: Hi, herzlich Willkommen zu ShareCast, dem Podcast rund ums Datenteilen. Wer teilt Daten mit wem? Warum? Wie? Wie nicht? Und welche neuen Wege gibt es?

[Sprecher 1]: In dieser siebten Folge von ShareCast beschäftigen wir uns mit einem sehr großen Thema. Es geht nämlich nicht um eine spezifische Domäne, in der neue Formen des Datenteilens erforscht und erprobt werden, sondern um einen ganzen Bereich moderner Gesellschaften: die Wissenschaft. Wir gehen der Frage nach, welche Bedeutung das Teilen von digitalen Daten für die wissenschaftliche Arbeit hat und welche Chancen und Herausforderungen hier aktuell diskutiert werden. Mein Name ist Till Seidemann, ich bin Philosoph und arbeite an der TU Darmstadt. Gemeinsam mit meiner Kollegin Marlin Mayer leite ich Euch und Sie durch unsere heutige Folge.

[Sprecherin 2]: Hallo, und ich bin Marlin Mayer und ebenfalls Philosophin an der TU Darmstadt. Till und ich haben diese Folge gemeinsam konzipiert.

[Sprecher 1]: Eine Theorie ist nur dann wissenschaftlich, wenn sie überprüfbar ist. Dieser Grundgedanke des Philosophen und Wissenschaftstheoretikers Karl Popper ist längst in unser Alltagsverständnis eingesickert und kann als eine Mindestanforderung der allermeisten wissenschaftlichen Methoden angesehen werden. Theorien, müssen also überprüfbar sein – Popper nennt das *Falsifikation*. Aber auch die Güte von Messungen, von Empirie, beruht auf dem Prinzip der Reproduzierbarkeit. Forschungsergebnisse müssen transparent hergleitet werden und wiederholbar sein. Andere Forschende müssen sie nachvollzielen können. Diese Überprüfbarkeit fußt allerdings auf einer wichtigen Voraussetzung. Damit die wissenschaftliche Aussagekraft von Theorien, Modellen, Messungen – und allen methodischen Verbindungsschritten dazwischen – überhaupt überprüft werden kann, müssen die relevanten Daten der Scientific Community zur Verfügung gestellt werden und das heißt im Digitalzeitalter: idealerweise auch digital geteilt werden.

[O-Ton: Torsten Schrade]: In der Wissenschaft geht es ja um Wissen und um Erkenntnis. Und die Grundlage für Erkenntnisse sind natürlich Daten in allen Formen. Über viele Jahrhunderte eben Daten in analoger Form, heute natürlich auch noch oft in analoger Form, aber eben seit jetzt einigen Jahrzehnten natürlich auch in digitaler Form.

[Sprecherin 2]: Das war Torsten Schrade. Er ist Akademieprofessor für Digital Humanities an der Hochschule Mainz und leitet die Forschungsabteilung „Digitale Akademie“ an der Akademie der Wissenschaften und der Literatur in Mainz. Er ist also Experte, wenn es um das Thema Datenteilen in der Wissenschaft geht. Schrade hat uns erläutert, wie ein qualitatives, aber auch aufwendiges Datenmanagement gerade auch die Gewinnung *neuer* Erkenntnisse fördert.

[O-Ton: Torsten Schrade]: Und hier ist jetzt natürlich die Innovation, darin zu sehen, wenn wir Daten miteinander teilen. Und das bedeutet nicht übrigens, dass jetzt jeder

seine Daten offen irgendwo hinstellen muss. Das bedeutet wirklich, Methoden zu finden, dass Daten disziplin- und gegenstandsadäquat miteinander getauscht werden können. Dann fördern wir natürlich die Möglichkeit, neue Erkenntnisse zu gewinnen, dadurch, dass wir Daten von anderen Disziplinen einbeziehen. Und deshalb ist das Datenteilen, das ist, glaube ich, jetzt historisch gesehen natürlich sehr interessant. Es gibt schon immer Disziplinen, die, meiner Wahrnehmung nach, einen starken Bezug zum Datenteil hatten. Denken wir an die Naturwissenschaften, Astrophysik, mit den großen Infrastrukturen weltweit, die es eben nur an bestimmten Standorten gibt. Da ist es per se notwendig, schon immer gewesen, dass man Daten miteinander teilt, weil man eben nur bestimmte Orte hat, an denen diese Daten dann auch entstehen.

[Sprecher 1]: Empirische Disziplinen, die seit einigen Jahrzehnten riesengroße Datenmengen digital erzeugen, besitzen also bereits besonders ausgeprägte Kulturen des Teilens. Das Hubble Space Telescope, das über uns im Weltraum kreist, oder der Teilchenbeschleuniger in Bern – das sind Infrastrukturen, durch die gemeinschaftlich Daten erhoben werden, die dann für eine ganze, weltweit kollaborierende Astrophysik-Community von kaum überschätzbarem Wert sind. Ihren Wert entfalten auch die aus den Messdaten abgeleiteten Daten ganz selbstverständlich erst dann, wenn man sie teilt.
Geteilte Daten vergleichen, Abweichungen und Tendenzen erkennen: Nur so können Astronominnen und Astronomen aus der ganzen Welt auf einer gemeinsamen Datengrundlage neue Theorien und Modelle entwickeln sowie alte Theorien überprüfen und gegebenenfalls korrigieren.

[Sprecherin 2]: Durch den digitalen Wandel haben sich die Rahmenbedingungen für das Datenteilen in der Wissenschaft natürlich fundamental verändert. In der Astrophysik geht die Tendenz zu „immer mehr“ Daten – und „Big Data“ Verfahren. In anderen Disziplinen gibt es andere Trends. Hier wird vor allem *schneller* gearbeitet. Man versucht Phänomene immer aktueller, sozusagen in Echtzeit zu erfassen. Oder es wächst die Komplexität und Heterogenität von Sammlungen. Das ist aktuell der Fall im Bereich der Forschungen über Biodiversität.
So sind ganz unterschiedliche Technologien entstanden, die neue Formen der Erzeugung, Verarbeitung und Verknüpfung von Daten ermöglichen und auch die wissenschaftlichen Methoden selbst haben sich weiterentwickelt bzw. es sind ganz neue – digitale – Forschungsmethoden entstanden. Das betrifft längst nicht mehr nur den Bereich der Naturwissenschaften. Auch in den Geistes- und Sozialwissenschaften ist die Digitalisierung längst angekommen. Dazu noch einmal Torsten Schrade:

[O-Ton: Torsten Schrade]: Aber dadurch, dass wir jetzt mitten in der digitalen Transformation sind, ich spreche jetzt mal für die Geisteswissenschaften, ist natürlich eine ganz neue Situation entstanden. Stichwort Zugänglichkeit. Wir haben eine ganz andere Möglichkeit, auf Quellen zuzugreifen. Und zwar in der Menge, dass man sagen kann, als einzelner Mensch ist es mir nahezu nicht mehr möglich, sämtliche Quellen zu rezipieren. Also muss ich mir in irgendeiner Form Gedanken machen, wie ich auf der einen Seite natürlich meine über Jahrhundertewerten qualitativen Standards weiterverwende, meine Methodik, aber wie ich eben auch mit dieser Fülle an Material quantitativ umgehen kann. Das ist das, was eben die Digital Humanities ganz stark methodisch eben in ihren jeweiligen Teilfächern der Geisteswissenschaften versuchen, als methodischen Zugang.

[Sprecher 1]: Bleiben wir mal bei den Geisteswissenschaften. Das sind Fachrichtungen wie zum Beispiel die Philosophie, die Geschichtswissenschaft und die Literaturforschung, die mitunter mit einer Vielzahl an Texten arbeiten. Ein einfaches Beispiel kann anschaulich machen, welche neuen Möglichkeiten die Digitalisierung für die wissenschaftliche Forschung eröffnet hat. Große Textbestände, ganze Werkausgaben oder auch Archivgut sind mittlerweile oft auch in digitaler Form zugänglich. Sie sind über das Internet verfügbar können so in Sekundenschnelle nicht nur abgerufen und für viele Forschende gleichzeitig verfügbar gemacht werden, sondern auch nach bestimmten inhaltlichen Merkmalen oder linguistischen Mustern durchsucht werden. Interessant sind dabei auch Negativbefunde. Also: Welche Begriffe kommen in bestimmten Texten und Werken überhaupt nicht vor? Dadurch eröffnen sich wiederum ganz neue Forschungsfragen.

[Sprecherin 2]: Natürlich sind durch die Digitalisierung auch neue Herausforderungen für die Wissenschaft entstanden. Denn die großen Mengen an Daten müssen archiviert, qualitätsgesichert und zugänglich gemacht werden. Das heißt, es braucht entsprechende Infrastrukturen, um den Datenzugang und das Datenteilen zu ermöglichen. Der Rat für Informationsinfrastrukturen – kurz RfII – schreibt dazu in einem kürzlich veröffentlichten Positionspapier:

[Zitat 1]: Der umfassende digitale Wandel in Wirtschaft und Gesellschaft ist und bleibt nicht nur eine der wichtigsten Aufgaben der kommenden Jahre; er ist voraussichtlich von Dauer. Die Wissenschaft fungiert dabei als Treiberin von Innovationen. Ihr kommt in digitalen Transformationsprozessen eine grundlegende Rolle zu. Soll sie dieser Rolle gerecht werden, benötigt sie ein festes Fundament aus nachhaltig geförderten sowie vorausschauend koordinierten und auf Dauer verlässlichen wissenschaftlichen Informationsinfrastrukturen sowie – hierin eingebettet – (Forschungs-)Dateninfrastrukturen.

[Sprecher 1]: Damit die Wissenschaft in einer digitalisierten Welt die gesellschaftliche Entwicklung mitgestalten und den wirtschaftlichen Wandel innovativ begleiten kann, braucht sie verlässliche Infrastrukturen – und die ältesten Infrastrukturen, die der Wissenschaft einen Zugang zu Daten ermöglichen, kennen wir alle: Bibliotheken. Wir haben darum mit Professor Thomas Stäcker gesprochen, dem Direktor der Universitäts- und Landesbibliothek der TU Darmstadt. In seinen Augen haben Bibliotheken zuallererst einmal die Funktion, die Vielfalt des Wissens – in der Wissenschaft wie auch in der Gesellschaft – zu sichern.

[O-Ton: Thomas Stäcker]: Im Grundsatz würde ich aber immer unterstellen, dass die Bibliothek ein wichtiges Konstitutiv für die Demokratie ist. Sie wird ja auch über Artikel 5 bei uns, etwa, in der Verfassung geschützt, freie Zugang zu freizugänglichen Quellen. Ich glaube, das sollte man wirklich sehr, sehr ernst nehmen und auch als Bibliothek, Verwaltungseinheit, wenn man so will, auch durchaus immer im Hinterkopf behalten, dass man einen wesentlichen Beitrag auch zur Aufrechterhaltung der Demokratie hat, darin, dass wir, anders als das Wahrheitsministerium bei Orwell, nicht die Vergangenheit manipulieren, sondern einen unabhängigen Zugang zu Fakten schaffen.

[Sprecher 1]: Neben Bibliotheken gibt es natürlich noch weitere Infrastrukturen, die Daten für eine auf der Voraussetzung von Bildung beruhende Gesellschaft und für die Wissenschaft zur Verfügung stellen: Museen, Akademien, Archive und – seit etwas mehr als 20 Jahren – Forschungsdatenzentren.

Anfang der 2000er Jahre haben die Statistischen Ämter des Bundes und der Länder mit der Einrichtung von Forschungsdatenzentren begonnen und inzwischen ist eine ganze Landschaft solcher Zentren entstanden. Die Idee dahinter: Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler können sich an die Forschungsdatenzentren wenden und verschiedene Datensätze erfragen, die sie für ihre Forschung benötigen.: Gesundheitsdaten, Daten zur Arbeitsmarktentwicklung, zur industriellen und handwerklichen Produktion, zu sozialen Sicherungssystemen und viele mehr.

[Sprecherin 2]: In Sachen Infrastrukturen für die Wissenschaft hat sich in den letzten Jahren aber noch wesentlich mehr getan. Die 2020 durch den Bund und die Länder gegründete Nationale Forschungsdateninfrastruktur – kurz NFDI –zielt darauf, das Forschungsdatenmanagement in Deutschland entscheidend weiterzuentwickeln. Es geht darum den Daten*zugang* zu verbessern und vor allem auch den Daten*austausch* zwischen Forschenden wie auch den verschiedenen wissenschaftlichen Disziplinen zu erleichtern. Mehr als 300 Institutionen sind inzwischen Mitglied, darunter Wissenschaftsorganisationen, Universitäten und Hochschulen, außeruniversitäre Forschungseinrichtungen, Fachgesellschaften und Vereine. Im August 2025 hat die NFDI die 2nd Conference on Research Data Infrastructure an der Technischen Hochschule Aachen – kurz CoRDI – veranstaltet. Wir waren dort und haben uns mal zur aktuellen Praxis des Datenteilens umgehört. Wer trifft sich dort und wozu?

[O-Ton: CORDI-BESUCHER]: Die CoRDI-Konferenz ist ein großes Klassentreffen von allen Menschen, die mit Datenmanagement bei der NFDI, aber auch in einzelnen Institutionen alle Menschen, die mit Datenmanagement zu tun haben aus ganz Deutschland und darüber hinaus.

[O-Ton: CORDI-BESUCHERIN]: Ich glaube, dass Datenteilen ein Grundsatz dafür ist, dass die Forschung weiterkommt, dass man wirklich nicht dasselbe immer wieder versucht, aus Forschung sich nochmal ein Experiment zu machen, das vielleicht schon mal gemacht worden ist. Das ist das eine. Das andere ist, die Art, wie die Daten geteilt werden, ist so grundsätzlich, was ich in den ganzen Talks hier bei CoRDI jetzt gehört habe. Dass es ganz häufig ganz spezifische Datenformate sind oder Metadaten, die dazu gedacht sind. Und es fehlt noch dieses Übergreifende, dass man wirklich alle Forschungsbereiche wissen, in welche Form sie die Daten teilen können und auch wie die Metadaten nachher strukturiert werden, damit alle anderen es auch wieder finden.

[Sprecher 1]: Die NFDI besteht aus verschiedenen Konsortien. Das sind Zusammenschlüsse von verschiedenen Einrichtungen, die in bestimmten wissenschaftlichen Fachbereichen agieren. Gemeinsam entwickelt man maßgeschneiderte Datendienste, die datenintensives Forschen in der ganzen Breite der Wissenschaft methodisch voranbringen. In einem Anliegen sind dabei alle verbunden: Das sichere und qualitative Datenteilen zu optimieren, denn: Daten entfalten ihr Potenziale eben erst dann, wenn man sie teilt.

[O-Ton: CORDI-BESUCHER]: Ich glaube, in der Wissenschaft ist es deswegen besonders wichtig, die Daten zu teilen. Einerseits um den wissenschaftlichen Fortschritt transparent zu halten, Theorien weiter zu verbessern, Sachen zu replizieren und auch einfach nachzurechnen an den vorhandenen Daten. Aber, und das ist für mich auch ein ganz wichtiger Aspekt, der allergrößte Teil der akademischen Wissenschaft wird von der Gesellschaft finanziert. Und darum sollten eben auch die Ergebnisse und das umschließt

für mich auch die Forschungsdaten der Gesellschaft wieder zur Verfügung gestellt werden.

[Sprecherin 2]: Was immer wieder durchklingt: Das Teilen und Verknüpfen von Daten funktioniert nur unter bestimmten technischen Bedingungen. Denn Daten können natürlich in ganz unterschiedlichen Formen vorliegen, die nicht unbedingt zusammenpassen. Es braucht also geeignete Schnittstellen und Standards, sodass verschiedene Datensätze überhaupt erst geteilt und miteinander zusammengebracht werden können. Auch Torsten Schrade, den wir zu Beginn unserer Folge bereits gehört haben, ist Mitglied der NFDI und Sprecher des Konsortiums NFDI4Culture, das eine Infrastruktur für Forschungsdaten zu Kulturgütern aufbaut. In seinen Augen gibt es noch einiges zu tun, um das Forschungsdatenmanagement zu verbessern.

[O-Ton: Torsten Schrade]: Ganz klar Standardisierung. Nur wenn Daten eine minimale Standardisierung haben, sind sie übertragbar interoperabel, wie wir vorhin ja auch gesagt haben. Zweiter Punkt, Langfristigkeit. Gerade jetzt bei uns in den Geistes- und Kulturwissenschaften, hier müssen Daten ja über Wissenschaftsgenerationen verfügbar sein. Die reguläre Haltezeit von Repositorien auch. Nach bestimmten Förderrichtlinien ist zehn Jahre. Das ist absolut nicht ausreichend für das, was wir in Geisteswissenschaften machen. Da fangen wir mal bei 25 Jahren plus an. Aber wer betreibt eigentlich solche Repositorien für diese Zeit? Welche Institutionen können überhaupt die Verantwortung dafür übernehmen? Da haben wir natürlich momentan das große Challenge, dass wir nach wie vor im Bereich der Infrastruktur starke Projektfirmen-Förderungen haben, und keine institutionalisierten Förderungen, die man bräuchte, um Infrastruktur nachhaltig und dauerhaft zu betreiben. Daran arbeitet ja auch NFDI jetzt ganz stark, das zu ändern. Das ist auf jeden Fall das zweite Challenge. Und das dritte Challenge ist sicherlich im Prinzip Kompetenz. Infrastruktur bereitzustellen ist das eine. Aber es ist nur dann sinnvoll, wenn wir auch einen Kompetenzausbau bei allen Forschenden betreiben, mit diesen Daten sinnvoll und wissenschaftlich dann auch umzugehen und auch ein Bewusstsein, Awareness zu erzeugen, wann man schon Daten erzeugt beim wissenschaftlichen Arbeiten.

[Sprecher 1]: Standardisierung und Archivierung von Daten, Interoperabilität, das heißt: das durchgängige Zusammenspiel verschiedener Systeme, und dazu der Aufbau von Kompetenz bei den Forschenden – das sind wichtige Voraussetzung dafür, dass das Datenteilen in der Wissenschaft funktioniert.
Bei all diesem Aufwand kann man sich natürlich fragen: Wieviel besser wird Wissenschaft durch immer mehr, immer massivere Datennutzung? Gibt es auch bei der Zugänglichkeit von allem für alle – sagen wir: Verknüpfbarkeit von Astronomiedaten mit denjenigen der Literaturwissenschaft – eine Grenze, jenseits derer der Aufwand nicht mehr lohnt? Und wo soll die Reise auch hinsichtlich der Öffnung für die Gesellschaft eigentlich hingehen? Die totale Offenheit der Wissenschaft? Alles für jeden immer, überall und vollständig transparent zur Verfügung stellen? Ist die Wissenschaft gar der Selbstbedienungsladen für den Datenbedarf der großen, besonders datenhungrigen außereuropäischen Digitalkonzerne?

[Sprecher 2]: Hier wird es tatsächlich politisch, was das „Teilen“ angeht! In den letzten zehn Jahren ist der Begriff der *Open Science* immer populärer geworden. Der RfII beschreibt Open Data und Offenheit als eine grundsätzliche Maxime für das Forschungsdatenmanagement. Damit ist folgendes gemeint:

[Zitat 2]: ein auf das Teilen von Daten angelegter Auf- und Ausbau von Informations- bzw. Forschungsdateninfrastrukturen (inklusive der Weiterentwicklung von Open Science-Werkzeugen im Rahmen dieser Infrastrukturen). Open Access zu wissenschaftlichen Publikationen und generell offene Formen des Umgangs mit Forschungsergebnissen und auch den für diese relevanten Daten.

[Sprecher 1]: Hören wir dazu noch einmal Thomas Stäcker.

[O-Ton: Thomas Stäcker]: Openness ist, glaube ich, ein entscheidender Faktor für die Zukunft der Wissenschaft aus meiner Sicht, also alles, was man mit dem Begriff auch der Open Science verbindet. Und von der Bibliothek her denken wir da eher in Kategorien von Open Access und Open Data oder auch Open Educational Resources. Die, sag ich mal, meteorologischen oder softwareseitigen Dinge, die liegen eher so im Rechenzentrum oder woanders in der Wissenschaft. Aber insgesamt, das ganze Modell der Openness, glaube ich, ist eine wichtige Grundlage für die Weiterentwicklung. Die Weiterentwicklung von Wissenschaft überhaupt. So was ist schnell gesagt, aber auch zugleich kompliziert. Openness hängt natürlich auch mit der Frage der Lizenzierung zusammen. Welche Rolle hat der Urheber innerhalb der Lizenzierung von Daten. Also das ist ein sehr komplexes Phänomen. Sie kennen das Problem ja auch mit Datenschutzfragen oder mit Personenschutz-Fragen. Gerade bei medizinischen Daten ist das ja evident. Oder auch bei kommerziell oder wirtschaftlich nachnutzbaren Daten.

[Sprecherin 2]: Im Begriff der *Open Science* steckt etwas von einem Menschheitstraum: Die Vorstellung von offenem, frei zirkulierendem Wissen, das alle Menschen nutzen können, um ihre Lebensgrundlagen zu verbessern oder Wissensdurst zu stillen. Würde man aber alle Daten vollständig ungeregelt teilen, brächte das Probleme mit sich – zum Beispiel in Sachen Gesundheitsdaten, von denen wir in unserer dritten Folge von ShareCast schon gehört haben, dass sie sensible Daten sind. In ihnen stecken sensible Informationen, die eben nicht für jedermann komplett und ganz frei zur Verfügung gestellt werden sollten. Weder für Unternehmen noch für Staaten sollten Bürgerinnen und Bürger „gläsern“ sein. Auch völlig „gläserne“, nämlich von überall her überwachte Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler können nicht mehr wirklich „frei“ forschen – das ist eigentlich ziemlich klar. Ebenso sollten Unternehmen Forschenden ihre Arbeitsergebnisse nicht einfach auf digitalem Wege wegnehmen können, sie also nicht einfach durch Raubkopie enteignen können. Thomas Stäcker hat Probleme bereits angesprochen. Wie steht es um das Urheberrecht, wenn die von Forschenden produzierten Daten ohne jede Einschränkung zirkulieren und weitergenutzt werden? Anders gefragt: Wem „gehören“ in einer digitalen Welt die Erkenntnisse der Wissenschaft? Die Debatte hierüber hat durch den zunehmenden Einsatz von KI-Sprachmodellen an Fahrt aufgenommen. Wird das Urheberrecht verletzt, wenn KI-Sprachmodelle auf Grundlage geschützter Werke trainiert werden, um dann maschinell auf dieser Basis möglich hochwertige Inhalte – Bilder, Videos oder auch wissenschaftlich klingende Texte – erzeugen? Aus Sicht des Urheberrechts lautet die Antwort ziemlich klar: „Ja“. Es müssen mindestens Open Access Lizenzen oder Einwilligungen der Autorinnen vorliegen, bevor Unternehmen ihr Large Language Model – kurz LLM – mit wissenschaftlichen Quellen trainieren dürfen. Ein Gegenargument könnte lauten: gerade die hochwertigen Texte aus der Wissenschaft machen LLM’s nun einmal besser. Und letztlich werden doch ja die KI-Systeme großer Tech-Konzerne wie OpenAI, Google oder Meta dann auch wieder in der wissenschaftlichen Praxis genutzt. Nutzt offenes „Teilen“ auch mit Konzernen also nicht allen?

[Sprecher 1]: Aus europäischer Sicht wird demgegenüber freilich wiederum vor Monopolbildung und vor einer wachsenden Abhängigkeit von kommerziellen KI-Systemen gewarnt. Denn solche Systeme sind intransparent. „Black Boxes“. Dies widerspricht der eingangs genannten Minimalbedingung für Wissenschaftlichkeit: Nachprüfbarkeit, Reproduzierbarkeit, Transparenz. Gerade die Wissenschaft sollte also nicht von OpenAI, Google oder Meta abhängig sein.
Der RfII wirbt für eine reflektierte Offenheit der Wissenschaft unter gleichzeitiger Wahrung der Autonomie, also der Selbstständigkeit der Forschung:

[Zitat 3]: Die geforderte Stärkung des Wissens- und Technologietransfers setzt voraus, dass sich Forscherinnen und Forscher sowie wissenschaftliche Einrichtungen für die Veröffentlichung ihrer Daten entscheiden. Dazu benötigen sie gegebenenfalls Möglichkeiten der urheberrechtssichernden Lizenzierung, zum Beispiel wenn einzelne Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler (auch im Rahmen eines institutionellen Auftrags) Datenprodukte für eine übergreifende Nutzung erstellen. Der RfII befürwortet die Option, Daten auch über die Wissenschaft hinaus auf der Basis vertraglicher Vereinbarungen und unter Wahrung der Autonomie der Forschung zu teilen.

[Sprecher 1]: Es braucht also Offenheit und zugleich dennoch eine vernünftige Regulatorik und auch Einrichtungen wie Forschungsdatenzentren, die eine abgestufte Datennutzung ermöglichen, aber auch kontrollieren – immer dann, wenn es sich bei den geteilten Daten um kritische Daten handelt, zum Beispiel um Daten mit Personenbezug oder um kritische Unternehmens- oder Behördendaten. Ebenso müssen sich Firmen – als Partner der Wissenschaft – vertraglich auf Transparenzbedingungen einlassen, wenn sie als seriöses methodisches Werkzeug gelten wollen. Die Forderung nach mehr Open Source-Software spielt daher auch für den Methodenkoffer von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern eine wichtige Rolle.
Seit einiger Zeit wird auch über Datentreuhänder als Vermittler zwischen Wissenschaft und nichtwissenschaftlichen Datennutzern diskutiert. Gemeint sind damit neutrale Organisationen, die den Datenaustausch ermöglichen und fördern und dabei die Zwecke, wofür die Daten geteilt werden berücksichtigen sowie für einen Interessensausgleich zwischen Datengebenden und -Nutzenden sorgen.

Beispiele dafür gibt es insbesondere im Bereich der Medizindaten, die wir in der zweiten Folge unseres Podcasts behandelt haben.

[Sprecherin 2]: Das war unsere siebte Folge von ShareCast. In der nächsten Folge werden wir uns mit einem sehr politischen Thema beschäftigen, das bisher immer mal wieder angeschnitten wurde: digitale Souveränität und was das mit dem Datenteilen zu tun hat. Mehr Infos zum Thema und weiterführende Links finden Sie in den Shownotes zur Folge. Ebenso gibt es ein Transkript auf unseren Webseiten. Mein Name ist Marlin Mayer.

[Sprecher 1]: Und ich bin Till Seidemann. Danke fürs Zuhören und bis zur nächsten Folge.

[Outro]: ShareCast – der Podcast rund ums Datenteilen.

This work is licensed under CC BY-NC-ND 4.0. To view a copy of this license, visit https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/